

Hallescher



Courier.

277.

Halle a. S., Sonnabend, den 25. November.

1899.

[Nachdruck verboten.]

Wiederauferstanden.

Novellette von F. Clemens.

Todtensonntag

Tief im Thale schlummerte das Dörfchen, traulich und sicher wie in einer Wiege. Die Natur hatte ihm diese Wiege bereitet, wie eine gute sorgsame Mutter.

Droben auf der Höhe lag der Friedhof, ein schattiger, friedlicher Garten zum Ausruhen nach der Arbeit des Lebens.

Es war ein trüber, sonnenloser Novembertag. Die Natur hatte ihre Trauerkleider angezogen und ihren schwarzen Schleier übergeworfen — und die Bewohner des Dörfchens hatten dasselbe gethan und waren ernst hinausgepilgert zu den stillen Wohnstätten ihrer Lieben. Alle verhielten sich schweigend, feierlich; sie sprachen nur durch Blumen und Thränen, das ist die Sprache, welche die Todten verstehen . . .

Drunten das Leben, droben der Tod; drunten die Arbeit, droben die Ruhe!

Nun war es Abend, und der Mond theilte die grauen Nebel, um hindurchzuschauen.

In seinem magischen Lichte erwachte das nächtliche Leben des Friedhofs, phantastische Schatten huschten über die Denksteine, die noch blässer aussahen als die weinenden Menschen heute. Weiße Gestalten bewegten sich gespenstisch zwischen den Hügel, bald riesenhaft groß, bald zwerghaft klein, und wenn der Mond, bestürzt über den Anblick, sich furchtbar verbarg hinter dem Saum eines Wolkenmantels, verschwanden sie alle, schwarze und weiße Phantome, wie durch Zauberschlag, als seien es die Bewohner der Gräber umher und hätten sich plötzlich verborgen in ihren Erdenwohnungen.

Hoch über alle Denkmäler hinweg ragt die alte Kapelle mit dem Glockenthürmchen, die treue Wächterin des Todtengartens. Sie schien so verlassen, so einsam, und doch blinkten ihre Fenster im Widerschein des Mondlichts, daß es ausah, als brennten die flimmernden Wachskerzen auf ihrem Altar und hielten die Todten darin Gottesdienst.

Und jetzt rang sich ein schwarzes Phantom von den anderen schwarzen Phantomen los und bewegte sich heraus aus dem Schatten der Cypressen und Fliederbäume, langsam, zögernd, als ob es träume. Und je mehr es sich löslöste von dem wirren, schwankenden Haufen und eintrat in den Lichtkreis des Erdtrabanten, nahm es bestimmte, irdische Formen an; der Boden warf den Schall leiser Tritte zurück, dunkle Augen starrten aus einem ernsten Antlitz mit gefurchter Stirn, ein weiter Mantel hob sich flatternd ab von einer hohen, männlichen Gestalt.

Das war Leben, lebendiges, pulirendes Leben — wie man es lebt, wenn man 35 Jahr alt ist und auf der Höhe der männlichen Kraft steht. Nur die Andacht des Augenblicks, die Heiligkeit des Orts bannte den Ausdruck dieses kräftig wuchernden Lebens in die Schranken edler Zurückhaltung, drückte den Rügen, die nach Bethätigung verlangten, den Stempel milder Weihe auf.

Suchend irrte der Blick des Fremden über die Gräber hin, seine scharfen blitzenden Augen bestreben sich, das dämmernde Halb Dunkel zu durchdringen.

„Dort muß es sein,“ murmelte der Mann schwermüthig — er schien lange nicht hier gewesen zu sein, denn der Friedhof war nur klein, und wer einmal da gewesen, fand sich leicht zurecht. Zehn Jahre sind freilich eine lange Zeit, und zehn Jahre hatte die Zeit begraben, seitdem das Theuerste, was Konrad Herboldt, der talentvolle Maler, bejessen, hier Ruhe gefunden hatte für die Ewigkeit.

Damals, wie jung und voll Hoffnung war er gewesen! „Ein herrliches Paar“, hatten die Leute gerufen, wenn er mit seiner schönen Braut die Straßen der Residenz durchschritt. Otilie — o sie war eine Perle ihres Geschlechts. Blühend, geistvoll, feurig, ein Wesen voll Helfreude und Lebensverlangen! Auf ihren Wangen brannte die Gluth von Centifolien! Aber vielleicht flammte der Strahl des Lebens zu mächtig in ihr, der göttliche Stoff verzehrte sich durch seine eigene überstürmende Kraft. Die Rosen bleichten allmählich zu Lilien; der Glanz der Augen verblasste zum matten Schimmer der Behmuth. Aus dem Kreis der rauschenden Freude flüchtete sie mit ihrer Mutter in den Frieden des Gebirges, dorthin, wo die Zaubrerblume der Gesundheit wächst, die so viele suchen, aber so wenige, ach! nur finden. Otilie fand sie nicht — schluchzend triete Konrad, als der fröhliche Herbstwind über die kahlen Ähren segte, vor dem bleichen, starren, gebrochenen Menschenbild, einst so farbenfrisch und selbstbewußt, und jetzt nichts mehr als seine eigene Statue!

Ihre Mutter erwarb ein Erbegräbniß auf dem Friedhof des Dörfchens. Sie blieb hier, um den Schlummer der Todten zu hüten, um dereinst zu ruhen an ihrer Seite. Die kleine Villa am Bergabhang war ihr Eigenthum. Konrad Herboldt dagegen litt es nicht in der Enge des Thals. Nachdem er sich ausgeweint, büßte sein Geist nach neuen Thaten. Sein Talent war der Menschheit etwas schuldig, er mußte seinen Schmerz gewaltsam zu bezwingen suchen, um seine Harmonie, seine Kraft wiederzuerlangen. So suchte er Vergessenheit im heiligen Lande der Kunst, in Italien. Umsonst, der theure Schatten schwebte ihm überall nach; er verdußerte sein Antlitz in der Stunde geselliger Heiterkeit, er fiel trübe auf die Gesialten seiner schöpferischen Hand. Witten hinein stürzte er sich in den braujenden Strudel der Gesellschaft — der Schatten verfinsterte die Flammen der Kronleuchter, verwandelte die lächelnden Miene der anmuthigen Tänzerinnen. Darum hinaus in den Hochwald, wo der Athem der Gesehung winkt; hinauf auf die gigantischen Berge der zauberischen Alpenwelt, wo die Erde mit ihren Sorgen, ihren Schmerzen so viel weiter von uns entfernt und der Himmel so nahe liegt. Unseliges Verhängniß! Der Schatten verbarg den Azur des Firmaments und verschleierte die Aussicht in die Weite. Er war in ihm und nicht in den Dingen! So kehrte er zurück — nach zehn Jahren, thatenverlangend und doch kraftlos in seinem Innern. Erst vor emer Stunde war er im Dorfe angekommen; sein erster Besuch galt dem heiligen Grabe seiner Erinnerung!

Da lag es vor ihm im dämmernden Mondenschimmer . . . Was war das? Entsetzt fuhr er zurück, denn von dem franzoeschmückten Hügel erhob sich plötzlich eine dunkle Gestalt, ein Weib in schwarzen Gewändern. Ein Antlitz von hehrer Schönheit, prangend im Jugendglanze, doch geisterhaft beglänzt vom Lichte des Mondes.

„Otilie!“ rief der Maler mit erstickender Stimme, „Otilie — großer Gott im Himmel, bin ich denn wahnsinnig?“

Der starke Mann athmete schwer, seine Augen drängten sich stier aus ihren Höhlen. War das Fleisch und Bein, was er hier vor sich sah, oder berückte eine schrecklich-süße Hallucination sein Sinne? Denn kein Zweifel, er erblickte die Geliebte, so jung, so schön, wie er sie gekannt in den Tagen ihrer herrlichsten Blüthe!

Wie gebannt hingen seine Blicke an dem lieblichen Phänomen — gewiß hatten die Stimmung des ernsten Tages, die Schauer des Orts, die Aufregung der Stunde sein Gehirn verwirrt — es konnte, es durfte ja keine Wirklichkeit sein, denn die Todten liegen still und ewig in ihren Särgen, es giebt keine Wiederkehr aus dem Reiche des Grabes!

Und doch — sprach sie nicht? Mit den alten vertrauten melodischen Tönen?

Sie schien bestürzt, erschreckt gleich ihm. Und klangen ihre Worte nicht ganz menschlich, irdisch?

„Wer sind Sie? Wie kommen Sie hierher?“

Nein, diese Frage besaß keinen transcendentalen Charakter. Vielleicht betrog ihn eine Ähnlichkeit. Aber wie kam die Fremde hierher auf Ottilians Grab?

„Ottilie — bist Du es nicht?“ stammelte Konrad noch immer verwirrt.

„Ich heiße Gerda“, entgegnete die Erscheinung verwundert. „Ottilie war der Name meiner armen Schwester, die hier nun seit zehn Jahren im Grabe ruht. Woher wissen Sie ihren Namen?“

„Ich bin Konrad Herboldt — wenn Sie die Schwester sind, so werden Sie sich meiner erinnern.“

„Herr Herboldt — Welch ein Zusammentreffen — und hier — und in dieser Stunde? Gewiß erinnere ich mich Ihrer, obgleich ich damals noch ein Kind war — Sie waren immer so freundlich mit mir.“

„Wo das sind Sie? Die kleine Gerda?“ Unwillkürlich faßte er ihre Hand. „Und wie groß Sie geworden sind — und ihr so ähnlich, so ähnlich — ich glaubte im ersten Augenblicke eine Erscheinung zu sehen — und noch jetzt ist mir alles wie ein Traum.“

„Die Mutter sagt allerdings, ich sei meiner armen Schwester naturgetreues Abbild. Ihre Photographie könne für meine gelten . . . und sie war damals gerade so alt.“

„So muß es sein“, flüsterte er bewegt. Nach einer Weile setzte er hinzu: „Ich wollte nachher Ihre Mutter besuchen — ich bin eben erst angelangt. Wie kommen Sie noch so spät auf den Friedhof? Fürchten Sie sich nicht?“

Gerda schüttelte wehmützig lächelnd den Kopf.

„Fürchten? Nein. Ich bin in der Einsamkeit aufgewachsen. Das Dorf ist so weitenlegen, hier giebt es keine Gefahren. Oft schon weilte ich Abends hier — in der stillen Gesellschaft der Schwester, die ich so lieb hatte. Mutter war heute Nachmittag da — ich konnte sie nicht begleiten, ich war mehrere Tage abwesend. Erst gegen Abend kehrte ich zurück und wollte den heiligen Tag nicht vorübergehen lassen, ohne die Schwester zu besuchen. Ich glaube, ich hätte mir sonst eingebildet, sie würde mich vermissen und traurig sein . . .“

„Wie treu, wie gut müssen Sie sein!“ rief Konrad entzückt.

Erschüttert ließ er sich nieder auf dem Grabe der Todten und schlang den Arm um das kostbare Kreuz, das die Trauer der Mutter hier gepflanzt als Sinnbild des Schmerzes und der Hoffnung zugleich.

„Ottilie“, murmelte er, „Ottilie . . .“

Einige Augenblicke versank er in das Schweigen erhabener Andacht. Plötzlich besann er sich und sagte:

„Und Sie, Gerda? Sie haben hier die ganzen Jahre so einsam und weltverloren gehaust? Warum entzog Ihnen Ihre Mutter den Anblick der Welt? Warum entzog sie der Welt so viel Liebreiz und Güte? Warum durften Sie nicht wie Ottilie die Stätten des Lebens verküßern?“

Gerda seufzte leise.

„Die Mutter will es so, Herr Herboldt. Sie sagt, es sei an dem einen Opfer genug. Die Arme fühlt sich schuldig am Tode des theuren Kindes, sie belastet ihr Herz mit quälenden Vorwürfen.“

„Und warum das?“

„Sie behauptet, Ottilie habe ihre Gesundheit durch den Besuch zu vieler Bälle und Lustbarkeiten zerstört. Von Ball zu Ball, von Fest zu Fest habe sie das schöne Mädchen geführt, sich förmlich betraufend in ihren Triumpfen. Ich selbst, hat sie mir gesagt, wurde wieder jung in meinem Kinde; ich erblickte in den Genüssen, die es nun auf mich herabregnete, eine Entschädigung für meine eigene freudlose Jugend. Als Mutter einer Tochter durfte, mußte ich überall dabei sein, als Mutter einer schönen Tochter wurden mir zahlreiche Huldigungen zu theil. Die Bewunderer meiner Tochter führten auch mich zum Neigen, sie schmeichelten mir, überschütteten mich mit Aufmerksamkeiten. Das gefiel mir. Während ich die Leute überredete, daß ich mich für meine Tochter opferte, war doch der Tannel durch die Fessitation Selbstzweck bei mir — ich fieberte ordentlich nach einem neuen Vergnügen und fragte nicht danach, ob das Uebermaß meinem Kinde schädlich sei. Selbst als bereits die Erschöpfung ihre Wangen zu bleichen begann, überredete ich sie,

sich zu überwinden — ich that es um meiner, nicht um ihrer willen. Ihr früher Tod ist mein Werk. So klagt sie sich an und ich kann es ihr nicht ausreden. Mich aber hält sie deshalb in stiller Zurückgezogenheit — wenn ich auch nur das Verlangen äußere, einmal einen Ball zu besuchen, befällt sie so gewaltiges Entsetzen, daß mir nichts übrig bleibt, als zu resigniren.“

„Die arme Frau . . . ich entsinne mich wohl, daß man damals in der Gesellschaft derartige Vorwürfe gegen sie erhob. Doch giebt ihr dies noch kein Recht, Ihnen alle Lust des Lebens vorzuenthalten, sonst veründigt sie sich an Ihnen ebenso wie an Ottilien; das zu Wenig ist meist ebenso schädlich als das zu Viel. Aber wir dürfen hier nicht länger warten, Otti — Gerda; erlauben Sie mir, Sie zu Ihrer Mutter zu geleiten.“

Sie hatten leise gesprochen, als fürchteten sie, die Ruhe der Verstorbenen in ihrem Grabe zu stören. Nun stand er auf, und beide schritten stumm nebeneinander her, jedes erfüllt von seinen Gedanken. Konrad war es noch immer, als habe er nach langer Trennung die Geliebte wiedergefunden, als wandle sie wie einst an seiner Seite; als sei sie niemals gestorben und alles Dazwischliegende ein banger Traum . . .

Gerdas Mutter, eine noch immer ansehnliche Dame, begrüßte den ehemaligen Bräutigam ihrer Tochter mit warmer Herzlichkeit. Er verbrachte den Abend in der Familie, man widmete ihn dem Andenken der theuren Todten. Sonderbar — trotz des ernststen Gesprächs, der weisepollen, andächtigen Stimmung fühlte der Maler, daß der trübe Schatten ihn nicht mehr verfolgte. Immer wieder bestete er in schwärmerischem Erstaunen seine Augen auf Gerda, und wenn er sie anredete, nannte er sie Ottilie.

„Nicht wahr, sie ist ihr ausgesprochenes Ebenbild“, sagte Gerdas Mutter.

Konrad bejahte — jetzt, im hellen Lichte des Zimmers, überzeuete er sich, wie groß die Ähnlichkeit war. Gerda so lebte die Geliebte in seiner Erinnerung! Als er die einsamen Frauen verließ, geschah es mit neuer Hoffnung im Herzen. Das Leben schien ihm wieder des Lebens werth, er hatte wiedergefunden, was er verloren. Täglich zog es ihn zu ihr hin, er war wie einst regelmäßiger Gast im Hause und suchte liebevoll die Selbstanklagen der unglücklichen Mutter zu zerstreuen. Auch zu malen begann er wieder, zum ersten Male wieder mit dem alten gigantischen Drang, und der Schatten fiel nicht mehr auf das Bild, sondern seine Farben traten hell und schön hervor, und aus allen Gestalten sprach die Fülle wiedererwachter Schöpferkraft . . .

Nun lag der Friedhof im Maienglück; die Vögel jubilirten im Thale, und über die Gräber hin neigten sich die blauen Fliederbalden.

Wieder war es Abend, und das weiße Mondlicht fluthete über die Kreuze und Denksteine. An Ottilians weidendustendem Hügel standen Konrad und Gerda, Hand in Hand.

„Ottilie, mein Lieb“, rief der Maler in innigem Tone.

„Aber ich bin Gerda —“

„Laß mich Dich immer Ottilie nennen“, fuhr Konrad schwärmerisch fort, indem er ihr mit glühend-seligem Blicke in die Augen schaute. „War es ein Zufall, daß ich Dich hier getroffen, am Grabe der Geliebten, worin all mein Hoffen, meine Kraft, meine Freude mit begraben lag? Mir ist, als sei sie mir wieder erstanden — als trete sie mir entgegen in ihrer alten Gestalt, mit allem Liebreiz ihrer Schönheit. Als wolle sie mir durch sich selbst alles wiedergeben, was sie mit sich genommen . . . Und ich Thor pigerte, ein neuer Abascerus, durch die Welt . . . ich ahnte nicht, daß ich hier im Frieden dieses Thals alles wiederfinden sollte, was mir fehlte. Aber nun habe ich Dich wieder, die Vergangenheit verschwindet, ich knüpfte den Faden des Lebens an der Stelle wieder an, wo er vor zehn Jahren zerrissen ist . . .“

„Mir ist, als habe Ottilie selbst unsere Hände zusammengelegt“, versetzte Gerda mit einem zärtlichen Blicke auf die Knieflätte der Schwester.

Noch lange standen beide am Grabe, schweigend, aber Hand in Hand verchlungen. Ihre Lippen bewegten sich nicht, aber ihre Herzen beteten still, und in ihren Augen leuchteten die Strahlen tiefinnerster Seligkeit.

(Nachdruck verboten.)

Ein Hospitium in Jena im Sommer 1849.

Von einem alten Hallenser Studenten.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Einen solchen Nachmittags-Ausflug hatten wir gleich in den ersten Tagen unseres Hospitiums nach Lößstedt unternommen. Wir saßen dort bei brennender Sonnenhitze und noch brennenderem Durste unter der schattigen Linde eines Wirthsgartens und beschäftigten uns mit der angenehmen Unterhaltung, eine „Pyramide“ zu trinken.*) Nach einer Weile bemerkte ich, daß sich unter unsere Gesellschaft ein mir unbekannter Herr gemischt hatte, den ich anfänglich für einen Kleinbürger aus Jena hielt. Damit aber stimmte nicht, daß ihn die sämtlichen Anwesenden mit der höchsten Ehrerbietung behandelten. Bald wurden auch wir beiden Hallenser ihm vorgestellt, und nun erzählte ich, daß es der bekannte, schon damals durch seine Schriften weit berühmte Kirchenhistoriker Professor D. Carl Hase war. Er ließ sich mit mir sehr leutselig in ein Gespräch über Halle'sche Zustände und Professoren ein, wobei er u. A. unseren Professor D. Tholuck einen „seinen Kezer“ nannte, der im Kampfe mit dem Nationalismus selbst rationalistische Gedanken in sich aufgenommen habe, — ein Wort, das mir damals, namentlich aus Hase's Munde, nicht recht einleuchten wollte, das ich aber im Gedächtnisse benahrt habe. — Diese Begegnung mit dem

Hase hatte noch ein angenehmes Nachspiel. Einige Tage später war von uns eine Partie nach dem nahen Städtchen Lobeda verabredet worden, wo Jahrmart abgehalten wurde. Ich lag an dem dazu bestimmten Tage noch in den Federn, als an die Thür geklopft wurde. Auf mein Herzurufen trat ein kleiner Diener ein und überreichte mir eine Einladung für den Abend zum Herrn Kirchenrath Professor D. Hase. Ich erschrak, denn wenn ich annahm, konnte ich an der verabredeten Partie keinen Antheil nehmen, und doch war ich zu ungeschickt, um augenblicklich einen gesellschaftlich zureichenden Entschuldigungsgrund zu finden. Ich sagte daher in meiner Verlegenheit zu und kam nun voll Behaglichkeit zu meinen Kommilitonen, um ihnen mitzutheilen, daß ich für heute Abend verurtheilt sei, bei Hase einen langweiligen Gesellschaftsabend zu verbringen, wozu ich nicht einmal die nothwendige Toilette besäße. Hier aber fand ich ganz entgegengelegte Anschauungen. „Ein Abend bei Hase,“ hieß es, „ist der verabredeten Partie, die sich übrigens aufzuziehen läßt, weit vorzuziehen.“ Wir Alle sind eingeladen und hoffen angenehme Stunden zu erleben.“ So getrübelt rüstete ich mich für den Abend. Ein Paar neue weiße Glace-Handschuhe wurden käuflich erworben, ein Frack dagegen von einem Unbetheiligten geliehen — leider saß mir die Taille so ziemlich zwischen beiden Schultern. Der ebenfalls geliebene Cylinderhut, der über den Kopf hinweg rutschte, genierte weniger, da er ja doch nur in der Hand getragen und dann abgelegt wurde. Rechtszeitig begab ich mich nach der schönen Villa des Gastgebers und fand dort bereits eine große Gesellschaft von Herren und Damen versammelt. Es wurde Thee getrunken und viel Musik gemacht, was ich herzlich langweilig fand.

Eine erheiternde Episode war es, daß ein gewisser Doktor W. . . ., ein älterer Philologe, mit einem in Lichtenhainer Biere geholten sanften Rauche ankam, den er vergeblich zu verbergen suchte. Als eine von den beiden lebenswürdigen Töchtern Hase's — ich weiß nicht mehr, ob es Helene oder Adele war — den im Halbtreise herumstehenden Herren eine Dorte herumreichte, verstand der gute Doktor die Sache falsch, arifff unter den Vorkenteller und nahm ihr die ganze Dorte ab. Sie wurde zuerst etwas verlegen, wandte sich dann aber lächelnd ab und überließ ihm die Beute. Allmählich fing der Doktor an zu begreifen, was er gemacht hatte, glaubte aber nun, sich nicht anders helfen zu können, als daß er die genommene reichliche Portion auch wirklich aufehrte. Wie es ihm bekommen ist, weiß ich nicht zu sagen — zehn Minuten darauf war er plötzlich verschwunden.

In der geschilderten Weise spielte sich der Abend ab bis gegen 8 Uhr, dann aber bekam das Ganze ein anderes Ansehen. Die Flügelthüren öffneten sich und eine Anzahl dienender

*) Jeder der Theilnehmer trank zunächst eine Flasche Bier. Die leeren Flaschen wurden dann nebeneinander gelegt. Darüber wurden die später ausgetrunkenen Flaschen aufgebaut, bis der Haup eine Spitze hatte

Geister trugen die im Nebenzimmer bereits gedeckten und gerüsteten Tafeln herein, die uns Delikatessen der besten Art boten. Ganze Batterien von Flaschen folgten nach und wurden uns zur Disposition gestellt. Wir Studenten fanden uns selbstverständlich an einem Tische zusammen und bald ließ die Höhe der Stimmung nichts zu wünschen übrig. Als der Kirchenrath an unseren Tisch trat, um mit uns anzustoßen und zu sehen, ob wir noch versorgt wären, erlaubte sich Einer die Bemerkung: „Aber, Herr Kirchenrath, es fehlt doch noch etwas?“ — „Was denn, meine Herren?“ entgegnete er wohlwollend. „Ein kleines Tänzchen für die Damen.“ — „Daran habe ich auch schon gedacht,“ stimmte er zu, „ich werde ja gleich Befehl geben, das angeordnet wird.“ Bald war das geschehen, die Herren engagierten und ordneten sich mit ihren Damen zum Tanze. Ich hatte, durch das Anziehen der etwas knappen Handschuhe aufgehalten, etwas geögert und sah nun zu meiner Verwunderung, daß die schönste von allen Damen noch saß. Fast fing ich an, an dem guten Geschmack der lieben Jeneser Fremde zu zweifeln und hatte nichts Eiligeres zu thun, als die verschmähte Schöne zu dem gespielten Walzer aufzufordern. Sie sagte freundlich zu, tanzte auch ganz leidlich, als es aber zur Unterhaltung kam, erklärte sie in stiehemd französisch, daß sie erit vor wenigen Wochen aus der noch französischen Schweiz angelangt und des Deutschen durchaus nicht mächtig sei. Sie hätte deshalb, die Unterhaltung in französischer Sprache führen zu dürfen. — Es war die neu angekommene Gesellschafterin der beiden Fräulein vom Hause. Nun wußte ich, warum sie Niemand geholt hatte und ich war — „reingefallen“. Ich strengte mich zwar an, einige französische Redensarten zusammenzufuppeln, sah aber bald das Fruchtklo aller Bemühungen ein. In meiner Verlegenheit machte ich ihr meine Verbeugung, fing aufs Neue an zu tanzen und — hörte nicht eher wieder auf, bis ihr Reuhen mir verrieth, daß sie nur noch wenige Lust zum Sprechen haben werde. Bei der nächsten Pause erbatte sich ein in der Nähe stehender Kommilitone, dem ich zublinzelte, sehr verständnißvoll über mich, indem er sich zu dem am Flügel sitzenden Studenten hinbegab und ihn veranlaßte, den Tanz zu beenden. Ich hülte mich nicht gedrungen, die sonst sehr anziehende Dame wieder zu engagiren, tanzte aber desto mehr mit der übrigen jungen Welt, namentlich mit den überaus heiteren und lebenswürdigen Töchtern des Hauses, denen mein erlebtes Abenteuer vielen Scherz bereitete. Erst gegen Mitternacht ging die Gesellschaft auseinander. Die Jeneser hatten Recht behalten: Die verlebten Stunden bei Hase waren genußreicher gewesen als die aufgegebenen Fahrt nach dem Lobedauer Jahrmarte, die außerdem am anderen Tage schon nachgeholt wurde.

Leider sollte der schöne Abend einen recht unharmonischen Abschluß finden. Als ich mich auf dem Heimwege befand, traf ich am Ausgange der Saalgasse nach dem Markte mit meinem Korpsbruder G. . . . zusammen, der den Abend, wo ich zu Hase eingeladen war, dazu benutzt hatte, seinen Landsleuten auf der Sachsenkneipe in der „Tanne“ seinen Besuch zu machen. Da ich durch das Tanzen durstig geworden war, beschloßen wir, uns auf dem nahen „Burgkeller“ noch ein Stübchen Lichtenhainer zu genehmigen.

(Schluß folgt.)

Allerlei.

Elektrischer Sonnenstich. Mit diesem Namen belegt der Fachmann eine merkwürdige Gewerkrankheit, welche dem Einflusse des elektrischen Lichtes zuzuschreiben ist. Es handelt sich um eine mehr oder weniger schwere Augenentzündung, die sich vorzugsweise bei den Arbeitern in elektrotechnischen Betrieben findet. Daß starkes Licht im Stande ist, eine verderbliche Einwirkung auf das Seheorgan auszuüben, ist eine Thatfache, die schon älteren Beobachtern nicht entgangen war, z. B. Galenus und Galilei; der Letztere soll sogar bei Beobachtung der Sonnenflecken blind geworden sein. Es giebt auch heutzutage noch immer bei jeder Sonnenfinsterniß Leute, die leichtsinnig oder unwissend genug sind, ohne passende Schutzvorrichtung die Sonne anzublicken. Unter den Personen, die eine Schädigung ihrer Augen durch Blendung davongetragen, sind besonders solche, die sich beruflich längere Zeit hindurch mit dem elektrischen Licht, mit Beleuchtungsversuchen, mit Metallschmelzung im elektrischen Lichtbogen zc. zu beschäftigen haben. Nun kommen aber auch Fälle vor, wo nur eine momentane Blendung des Seheorgans durch Kurzschluß und dadurch bedingtes plötzliches Aufleuchten eines intensiven elektrischen Lichtstrahles nahe vor den Augen diese in einen starken Reizzustand versetzt und diese Fälle, die als „elektrischer Sonnenstich“ bezeichnet werden, sind gerade bei Monteuren durchaus nicht selten. Einen solchen Fall theilt Dr. Alexander in der letzten Nummer der „Deutsch. medicin. Wochenschrift“ mit. Ein 22-jähriger Monteur

war damit beschäftigt, an einer Schalltafel die Entfernung zwischen zwei Bolzen an den Straßenbahnhäfen zu messen. Er bediente sich dabei eines Maßstabes, der an seinem Enden mit einem Messingbeschlage versehen war. Unvorsichtigerweise kam er mit dieser Metallfassung an beide Schienenbolzen, was sofort einen Kurzschluss zur Folge hatte. Es entstand ein greller Lichtbogen, der wie ein mirlitcher Blitzenstrahl aufleuchtete. Vor Schreck fiel der Mann rückwärts gegen eine Wand und war eine Viertelstunde nicht im Stande, die Augen zu öffnen. Danach bemerkte er vor beiden Augen eigentümliche blaue und gelbe Flecken, die wie Jerschläger hin und her tanzten. Einige Stunden später traten heftige, brennende Schmerzen auf und die Augen thrannten fortwährend. Glücklicherweise schmanden diese Erscheinungen wieder bald; in anderen Fällen aber bleiben sie bestehen, ja es kann zu schweren Komplikationen, selbst zu völliger Erblindung kommen. So wird von einem Seesoffizier berichtet, welcher, durch einen elektrischen Scheinwerfer geblendet, eine Sehnervenentzündung mit Ausgang in völlige Erblindung bekam. Wie man festgesetzt hat, sind es die ultravioletten Strahlen, an denen das elektrische Licht reich ist, welche die Neigung des Auges verursachen. Da nun Glas die ultravioletten Strahlen fast vollständig zurück zu behalten vermag, hat man wenigstens Denjenigen, die sich dauernd mit dem elektrischen Lichte zu beschäftigen haben, das Tragen von Schutzbrillen empfohlen.

Die seltsamen Lebensschicksale eines Deportierten schildert ein russisches Blatt anlässlich der bevorstehenden Rückkehr des vor 25 Jahren verurteilten Grafen F. aus Sibirien wie folgt: Vor 25 Jahren lebte in Moskau ein junger Graf F. Er verliebte sich in eine verheiratete Frau und machte einen Anschlag auf das Leben des Mannes der Geliebten. Trotzdem der Ueberfallene ihm verziehen hatte, wurde Graf F. zur Verbannung nach Sibirien verurteilt. Dort wußte er sich den Paß eines Bauern zu verschaffen und entfloh aus Sibirien, wurde aber unterwegs ergriffen und als Bauer in sein vermeintliches Heimatdorf abgeführt. Von hier begab er sich nach Odesa, wo er eine Zeit lang den Höfnerposten in einem großen Hotel bekleidete. Durch seine Bildung zog er bald die Aufmerksamkeit des Hotelbesizers auf sich, der ihm die Leitung des Hotels übertrug. Seine nunmehr gesicherte materielle Lage, sowie seine gesellschaftliche Stellung gaben ihm die Möglichkeit, sich mit einer Dame aus vornehmer Familie zu verheiraten, doch der Gedanke an die Vergangenheit quälte ihn unablässig. Eines Tages offenbarte er in der Weinlaune dem Staatsanwalt A., mit dem er befreundet war, seine Vergangenheit. A. brachte die Sache zur Anzeige, und Graf F. wurde verhaftet und für die Flucht aus Sibirien zu fünfzig Rubeln hieben, zur Zwangsarbeit und nachheriger Anstellung in Sibirien verurteilt. Die Sache machte damals ungeheures Aufsehen in Russland. Die Spigen der Gesellschaft von Odesa traten für F. ein, und ihnen hatte er es zu verdanken, daß die Körperstrafe an ihm nicht vollzogen wurde; doch von der Zwangsarbeit und Verbannung nach Sibirien konnten sie ihn nicht befreien. Seine Frau folgte ihm freiwillig in die Verbannung, legte aber in einem Verzweiflungsanfall Hand an sich. Nach diesem tragischen Ereignis beschloß F. zum zweiten Mal aus Sibirien zu flüchten und seinen Weg über Odesa ins Ausland zu nehmen. Bis Odesa war ihm die Flucht geglückt, doch dann verrieth ihn ein Agent, mit dem er die Flucht über die Grenze besprochen hatte. Wieder war sein Loos Zwangsarbeit und Sibirien. Anfangs fand er in Sibirien eine Anstellung (der Zwangsarbeit war er in Folge der letzten Amnestie in Russland entgangen), verlor dieselbe aber bald darauf, da ein Verdächtiger seine Stelle besetzen darf. Hilfe und Unterstützung gewährte ihm sein in Moskau als Arzt lebender Bruder. Vor einigen Monaten reichte F. ein Begnadigungsgesuch ein und ist kürzlich begnadigt worden.

Ein angenehmer Bräutigam. In Wien spielte sich vor Kurzem ein Vorfall ab, der trotz seines Ernstes eines komischen Beigeschmacks nicht entbehrte. Eine in der Praterstraße wohnhafte Familie konstatirte vor einiger Zeit den Abgang einer goldenen Remontoir-Uhr und glaubte Grund zu haben, einen früheren Zimmerherrn, der vor Kurzem ausgezogen war, hiermit in Zusammenhang zu bringen. Sie erlittete die Anzeige bei der Polizei, und die eingeleiteten Erhebungen ergaben, daß der Verdächtige, ein Buchhalter, dem Abgang gänzlich fern stehe. Inzwischen hatte sich herausgestellt, daß auch noch andere Wertgegenstände, sowie Kleidungsstücke in Verlußt gerathen waren; auch Baargeld war abhanden gekommen. Nach einander verschwand auf unaufgklärte Weise ein Gegenstand nach dem andern. Die Familie stand vor einem Räthsel, da trotz aller Vorichtsmaßregeln die Diebstähle nicht aufhörten. Durch einen merkwürdigen Zufall kam man endlich auf die Spur des Thäters. Die Frau des Dawies bezeugte eines Tages auf der Straße einer Dame, die eine Winterjacke trug, die unzweifelhaft dieselbe war, welche ihrer Tochter abhanden gekommen war. Rasch entschlossen trat sie auf die Dame zu und veranlaßte dieselbe, ihr die Herkunft der Jacke bekanntzugeben. Die Dame nannte ohne Weiteres das Geschäft, in dem sie das Kleidungsstück gekauft. Die Frau begab sich nun in das bezeichnete Geschäft, und auf ihre Frage, wer die Jacke dort verkauft habe, erfuhr sie, daß ein junger Mann wiederholt verschiedene Kleidungsstücke zum Kaufe anbiete. Nach den weiteren Informationen, die ihr dort zu Theil wurden, konnte für die Frau kaum ein Zweifel obwalten. Der Verkäufer der Kleidungsstücke war kein Anderer, als — der Bräutigam der Tochter.

Von Frauenhänden gebaut. Ein Haus, bei dessen Errichtung und Ausführung nur Frauenhände thätig gewesen, ist jedenfalls nichts Alltägliches, selbst nicht einmal in Amerika. Eine vor acht Jahren mit ihren beiden Töchtern in Chicago einwanderte Deutsche, Namens Amanda Schmidt, hatte, wie man dem „B. L.“ schreibt, bei einem schmunzvollen Virtualienhandel soviel Geld erpart, um am Humboldt-Boulevard ein mächtig großes Terrain erwerben zu können. Mit ihren eigenen Händen, ohne jegliche weitere Hilfe, sind die drei Frauen seit 15 Monaten am Werke gewesen, Stein auf Stein zu einer Heimstätte zu fügen, die ihnen noch in diesem Winter Schutz gewähren soll. Das Material des Gebäudes besteht aus besten Mauer- und Klinkersteinen und die Arbeiten daran sind so weit vorgekommen, daß nur noch die innere Einrichtung fehlt. Tag für Tag sieht man Tausende von Neugierigen auf dem Boulevard Posto fassen, um das Schaffen der mühsigen Frauen zu beobachten, welche die Funktionen des Architekten, des Maurers, des Zimmermanns und des Malers in sich vereinigen.

Eine gute Gladstone-Anekdote erzählt eine englische Zeitschrift: Als der Premierminister einst der feierlichen Eröffnung eines Arbeiterinstitutes beiwohnte, erzählte ihm ein Theilnehmer an dem Feste, er habe vor Kurzem mit einem Herrn gesprochen, der den Staatsmann als Schulungen gekannt habe. „Wie heißt er?“ fragte Gladstone. „Mr. R. aus Liverpool,“ war die Antwort. „Wirklich,“ rief Gladstone aus, „erzählte er auch etwas Besonderes aus unserer Schulzeit?“ „Ja,“ er erzählte, daß Sie ihn einst gründlich durchgeprügelt haben.“ — „Ich dachte mir, daß er sich dessen noch erinnern würde, aber sagte er auch, warum wir uns prügelten?“ fragte der alternde Staatsmann, augenscheinlich interessiert. „Nein, das that er nicht.“ „Dann will ich es Ihnen erzählen.“ Er verführte mich, Erdbeeren aus einem Feld zu stehlen und als ich das gethan hatte, wollte er — die Beeren für sich haben. Da ich aber allein die ganze Gefahr auf mich genommen hatte, war ich auch entschlossen, ihm die Beute nicht zu lassen und so kam es zur Prügelei; ich siegte und behielt die Erdbeeren.“

Geistesranke als Falschmünzer. Ein eigentümlicher Fall erregt jetzt in Budapest großes Aufsehen. Es wird darüber berichtet: Durch die Verhaftung eines Fleischhauergehilfen, der bei der Ver- ausgabung von Kronen-Falschnoten erwischt wurde, kam die Behörde einer Falschmünzerbande auf die Spur. Als man hinter dem Gestafen der Fleischbank, in welcher der Gehilfe bedienstet ist, nachsah, wurde eine Gußform für Kronenstücke gefunden. Der Gehilfe gestand nach längerem Leugnen, daß die Gußform wohl ihm gehöre, allein er habe sie nie benützt. Ueber die Herkunft der Gußform befragt, theilte der Verhaftete mit, daß er sie von einem Anlassen der Irrenanstalt im Engländer erhalten habe, wo er früher bedienstet gewesen sei. Gleichzeitig gestand der Gehilfe, daß sich in der Irrenanstalt mehrere Geistesranke, zumeist wiederholt abgestrafte Individuen, mit der Anfertigung von Stempeln und Gußformen für Gulden- und Kronenstücke beschäftigten, die sie durch Mittelst- perionen aus der Anstalt schaffen lassen. Behufs Feststellung der Wahrheit dieser Angaben hat die Polizei die umfassendsten Erhebungen in der Irrenanstalt einleiten lassen.

Vom Büchertisch.

— Meyers Konversations-Lexikon besitzt vor allen Werken dieser Art den unbestrittenen Vorzug, daß es alljährlich eine Verjüngung erfährt, sozulegen einen neuen Sproß treibt, der es vor dem Verkalten schützt. Es ist keine Frage, daß hiedurch jedem Benutzer des Lexikons die Freude an seinem werthvollen Besitz wesentlich dauerhafter gemacht, ja bis zum Erscheinen einer neuen Auflage vollkommen gewährleistet wird. Pünktlich in Jahresfrist nach Abschluß der fünften Auflage des Neuenwerkes ist soeben das „Erste Jahres-Supplement“ erschienen, der 19. Band in der ganzen Reihe. Diese Meyerschen Jahres-Supplemente verfolgen nun einen doppelten Zweck. Einmal sollen sie das Hauptwerk vor dem Verkalten bewahren, indem sie alle Artikel, die dessen bedürfen, ergänzen bzw. fortführen. Sie setzen also z. B. Biographien noch lebender berühmten fort und verzeichnen vor Allem die seit Abschluß des Hauptwerkes bis Mitte 1899 eingetretenen Todesfälle. Sie nehmen den Faden der geschichtlichen Darstellung (z. B. der Staatengeschichte) da auf, wo ihn das Hauptwerk abschneiden mußte, und ergänzen gleicher Weise die geographischen Artikel durch neuere statistische Daten, Ergebnisse neuerer Forschungsreisen in den außereuropäischen Erdtheilen zc. Ebenso werden die jüngsten Erscheinungen und Bestrebungen auf dem Gebiete der Nationalliteraturen in ausführlichen Abhandlungen gewürdigt. Das große Gebiet der neueren Geographie wird sehr ausführlich behandelt (neues Bürgerliches Gesetzbuch, neue Militärstrafgerichtsordnung vom 1. Dezember 1898!). Neu aufgetauchten Verüblichkeiten werden zahlreiche neue Artikel widmet zc. Andererseits erhebt sich jedes Meyersche Jahres-Supplement auch zu einem wahren encyclopädischen Jahrbuch durch eine Fülle solcher Artikel, die sich zwar auch irgendwie an das Hauptwerk anlehnen, aber daneben doch vollkommen selbstständigen Werth besitzen. Diese in sich abgerundeten, meist längeren Abhandlungen betreffen so ziemlich alle die unmittelbare Gegenwart interessirenden Fragen und Erscheinungen und besprechen sie in formvollendeter, sachkundiger und, was die Hauptfache, wissenschaftlich-objektiver Weise.

